Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 16. Posen, den 18. April. 1880.

Die hinterlassenen Papiere eines Sonderlings.

Motto: Habent sua fata libelli.

Meiner Gewohnheit getreu, hatte ich die Frühstunden des Sonntags dazu benutzt, Feld und Wald zu durchstreifen. Als Bureau-Mensch, der die sechs Tage der Woche vom frühen Morgen bis zum späten Abend am Schreibtisch in gebückter Stellung zu verbringen hatte, gab es für mich am siebenten Tage keinen höheren Genuß, als im süßen Nichtsthun bei Mutter Natur Luft zu schlürfen, Vogelkonzert zu hören, den Flug der Schmetterlinge zu beobachten, Blumen zu pflücken und was dergleichen idyllische Beschäftigungen mehr sind.

An einem dieser sonnigen Morgen lag ich unter einen Baum gestreckt im Gehölze nahe an der Stadt und sah hinauf in das Blau des Himmels, während sich eine Drossel auf dem nächsten Aste bemühte, mir den Schmelz ihrer Stimme zu Gemüth zu führen. Da wurde ich plötzlich gestört. Die Stille des Waldes unterbrachen Schritte, die näher und immer näher kamen. Ich blickte auf und erkannte durch das Gezweig einen anständig gekleideten Mann, der in den dreißiger Jahren stehen mochte. Sein Gesicht sah bleich und sorgenvoll aus. Es lag etwas Anziehendes, Interessantes darin. Ich sah, wie seine Augen im Kreise herumschweiften, an den Bäumen vorüber, den Fichten und Tannen, als suche er Etwas.

Endlich schien er es gefunden zu haben. Er trat an eine schlanke Fichte heran und untersuchte einen Ast, welcher in einer Höhe von zwei bis drei Ellen aus dem Stamme herausgewachsen war.

Jetzt stieg eine Ahnung in meiner Seele auf, schrecklich und grauenhaft, daß es mir eiskalt durch die Adern rieselte. Die munteren Liedlein, welche die Vögel von allen Seiten der Bäume und Büsche hinaus in die Morgenluft jubelten und die mich noch einige Minuten vorher mit so wohligen Gefühlen erfüllt hatten, — gellten jetzt wie Hohngelächter in meine Ohren.

Der Mann bückte sich und begann einen großen Stein, der am Boden lag, in die Nähe jenes Baumes zu wälzen, den er sich vorhin ausgesucht hatte. Darauf zog er ein Tuch aus der Tasche und setzte sich nieder. Mit anscheinend größter Ruhe faltete er das Tuch, rollte und drehte es, bis es die Form eines starken Strickes angenommen, erhob sich dann und befestigte es sorgsam an dem auserwählten Ast. Es war bald geschehen. Aber noch immer stand er vor dem Baume, dem Aste und seinem Tuche, er hatte noch etwas zu thun — und dies schien ihm schwer zu werden.

Ich zitterte. Zwei Minuten mochte der Unbekannte so vor sich hingestarrt haben, als er plötzlich wieder anfing, unruhig auf- und abzugehen. Mit einem raschen Schritt aber war er plötzlich auf den Stein getreten, erhob die Hände und zog das Tuch herab, um es um seinen Hals zu schlingen. — — —

„Halt, Freund!" rief ich, „nicht allzueilig!" — und mit einem Sprunge stand ich vor ihm.

Er erschrak, starrte mich einen Augenblick an und trat dann vom Steine herunter.

Ich konnte ihn jetzt genau in's Auge fassen. Sein Gesicht, welches von einem vollen Backenbart umrahmt wurde, war nicht unangenehm zu nennen, zumal ihm der Schmerz, welcher in deutlichen Zügen darauf ausgeprägt lag, etwas Interessantes verlieh. Seine Augen, in denen ein eigenthümliches Feuer glühte, waren auf mich gerichtet, er sprach kein Wort.

„Was wollt Ihr hier machen, Freund?" fragte ich theilnehmend.

Es währte einige Augenblicke, ehe er mir antwortete. Ein Mensch, der seine Rechnung mit dieser Welt abgeschlossen hatte, sah sich mit einem Male zu ihr zurückgerufen. Es war, als wenn er sich von dem Schrecken, plötzlich überrascht und bei Ausführung seines Vorhabens gestört worden zu sein, nicht gleich erholen könnte.

Nach einer Weile sagte er: „Es wird Ihnen nichts verschlagen, mein Herr, was ich hier thue! Lassen Sie mich ruhig meine Wege gehen und — Sie haben heute einem Unglücklichen eine Wohlthat erwiesen."

Er sprach dies so ungeziert, so aus vollem Herzen. Seine Stimme zitterte und ich glaubte zu bemerken, wie er mit Macht an sich hielt, daß ihm die Thränen nicht in die Augen schossen.

„Darf ich Ihr Leid nicht erfahren?" fragte ich wieder.

„Sie würden mir nicht helfen können, lieber Herr", antwortete er mit gedrückter Stimme.

„Auch wenn ich wollte?"

„Auch wenn Sie wollten!"

„Ermessen Sie auch den Schritt, den Sie jetzt offenbar thun wollten?" fragte ich.

„Ich weiß, was ich thue", antwortete er; „aber — ich **muß**!"

„Halten Sie es nicht für einen Fingerzeig der Vorsehung, die mich anscheinend zufällig in dieser frühen Morgenstunde hieher geführt hat, daß ich Zeuge dieser That werden und Sie davon abhalten mußte? . . . Haben Sie Familie?"

Er seufzte.

„Nein!" preßte er endlich hervor.

„Aber verheirathet sind Sie?" forschte ich weiter.

Er ließ lange auf die Antwort warten. „Ja", sagte er endlich, „seit drei Jahren, Herr, — aber unglücklich, **sehr** unglücklich!" —

Es trat wieder eine Pause ein. Er sah mich während derselben lange sinnend an. Endlich leuchtete ein Strahl der Freude über sein Gesicht.

„Mein Herr", fuhr er fort, „Sie haben Recht! Es ist nicht von ohngefähr gekommen, daß Sie mich hier fanden und an der Ausübung meines Vorsatzes hinderten. Ich fühle es, ein mächtiger Arm hat Sie geleitet. Aber — fuhr er fort und sein Gesicht verdüsterte sich wieder — „glauben Sie nicht, daß ich diesen Schritt in der Uebereilung that. Mein Leben ist ein freudeloses; Gram und Trübsal sind meine steten Begleiter gewesen. Schon öfters wollte ich diesem unseligen Dasein ein schnelles Ende machen; allein wunderbarer Weise wurde ich jedesmal davon abgehalten und den Menschen und meinem Unglücke wieder in die Arme geführt. . . . Sie haben sich meiner so treulich angenommen, Sie flößen mir Vertrauen ein, — darf ich Ihnen meine Geschichte erzählen?"

Ich bat ihn darum.

Wir hatten während unseres Gespräches das Wäldchen verlassen. Wiesen und Felder lagen vor uns im Glanz der Morgensonne, die Lerchen stiegen trillernd zum blauen Aether empor, aus den Gehöften zogen die Heerden nach der Weide. Es lag ein wunderbarer Friede über der ganzen Sonntagswelt. Ich freute mich, daß ich wieder lebende Wesen sah, denn mir war im Gehölze doch etwas unheimlich geworden.

Wir hatten uns auf einen Feldrain niedergelassen und der junge Mann begann also:

„Lassen Sie mich Ihnen mein ganzes Leben schildern, verehrter Herr. Es ist mir ein Bedürfniß, mich gegen Jemand auszusprechen. Ich kenne Sie nicht, aber Ihr Gesicht sagt mir, daß ich ein theilnehmendes Herz gefunden habe, dem ich mich rückhaltlos offenbaren kann."

Ich nickte beifällig und nannte ihm meinen Namen.

Er fuhr fort:

„Mein Name ist Heinrich Brunner. Ich bin in der Stadt ansässig und betreibe seit drei Jahren ein Posamentiergeschäft. Mein seliger Vater besaß eine Apotheke, auf der zwar einige Schulden lasteten, die sich aber eines bedeutenden Absatzes zu erfreuen hatte und hinreichte, unserer Familie einen anständigen Unterhalt zu gewähren. Von meinen Geschwistern, einem Bruder und einer Schwester, konnte der erstere sich dem Studium widmen; die Schwester verheirathete sich an einen Geistlichen, mit dem sie eine glückliche Ehe führte. Ich verlebte im elterlichen Hause eine frohe, glückliche Jugend. So kam mein vierzehntes Lebensjahr und mit ihm die Zeit heran, in welcher ich mich für einen Lebensberuf entscheiden sollte.

Mein größerer Bruder, sechs Jahre älter wie ich, hatte damals bereits die Universität bezogen, um Theologie zu studiren. Was mich betraf, so wollte ich mich der Kaufmannschaft widmen und trat in ein Materialwaarengeschäft als Lehrling ein; ich war aber noch nicht zwei Monate in dieser Laufbahn, als ich eines Tages mit Eilboten nach Hause geholt wurde. Mein Bruder hatte auf der Universität dumme Streiche gemacht, er war in Schulden gerathen, hatte auf Ehrenwort ein Kapital aufgenommen, das er nicht zur rechten Stunde zu decken vermochte —; die Folge war: er wurde aus der Gemeinschaft der Studirenden ausgeschlossen. Die Nachricht von diesem harten Schlage war eben in's elterliche Haus gelangt und hatte meinen Vater, dem seine unbefleckte Ehre über Alles ging, auf's Krankenlager gestreckt, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Wenige Tage nach meiner Rückkunft in's Elternhaus starb er.

Mein Bruder, der sich nicht nach Hause getraute, hatte gleich nach seiner Relegation das Weite gesucht und war nach Amerika gegangen. Meine Mutter sah sich in Folge dessen ganz auf mich angewiesen. Es konnte unter solchen Umständen keine Rede davon sein, daß ich in meine angetretene Lehrlingsstelle zurückkehrte, zumal nach dem Tode des Vaters die Apotheke aufgegeben werden mußte und das Lehrgeld für mich nicht mehr bezahlt werden konnte.

Eine Zeit lang blieb ich zum Troste und zur Unterstützung bei meiner Mutter. Die arme gute Frau vermochte die harten Schicksalsschläge der letzten Tage kaum zu ertragen. Ich unterließ nichts, was ich zu ihrem Troste herbeischaffen konnte und suchte ihr namentlich das heikle Geschäft der Nachlaßordnung zu entrücken. Allein Sorge und Gram zogen ihr eine Krankheit zu, der sie zwei Monate nachher erlag.

Nun stand ich mit meiner Schwester ganz allein auf der Welt, da mein Bruder nichts von sich hören ließ.

Nach Abgabe der Apotheke und nach Bezahlung der darauf haftenden Schulden, wozu noch eine große Summe kam, die mein Bruder leichtsinniger Weise kontrahirt und mein Vater in seinem angestammten Ehrgefühl zu bezahlen versprochen, blieb uns sehr wenig übrig. Darniedergedrückt von der Wucht der Ereignisse, ergriff ich eine sich darbietende Gelegenheit, Posamentier zu werden.

Ich hatte keinen Trieb zu diesem Gewerbe. Allein es drängte mich, baldigst ein Unterkommen zu haben, um meine arme Schwester der Sorge um mich zu entheben; darum machte ich kein großes Federlesen, trat in die Lehre und bestand diese Zeit, wie es herkömmlich ist.

Nach drei Jahren wurde ich losgesprochen, schnürte mein Ränzchen und wanderte in die Welt. . . . Ich hätte wohl klüger gethan, wenn ich draußen geblieben wäre. Vielleicht, daß ich glücklicher geworden wäre, als es in der Heimath der Fall war.

In Berlin, wo ich auf der Rückreise in die Heimath zuletzt gearbeitet hatte, machte ich die Bekanntschaft des Mädchens, welches später meine Frau wurde. In ihr lernte ich den einzigen Glücksstern — aber auch den größten Kummer meines Lebens kennen. Sie allein ist es, die mir das Dasein so verbittert, daß ich seiner müde bin. Und doch — und doch gibt es kein Wesen auf Gottes weiter Welt, was ich so liebte, was so viel über mich vermöchte und was so mit meinem ganzen Wesen verwachsen wäre, als — Emma, meine Frau."

„Sonderbar!" entschlüpfte hier meinem Munde.

Er warf einen fragenden Blick auf mich, dann fuhr er fort: „Sie werden Alles erklärlich finden, wenn ich Ihnen weiter erzähle. Erlauben Sie das?"

„Ich bitte Sie sehr darum", entgegnete ich.

„Wohlan!" sagte er. „Nach der Rückkunft in meine Vaterstadt traf ich zunächst die nöthigen Vorkehrungen zur Gründung eines eigenen Haushaltes. Denn es galt, meine Geliebte heimzuführen. Ich etablirte mich und holte meine Braut heim.

Allein von dem Tage der Hochzeit an beginnt die Kette meiner Leiden. Nur zu bald merkte ich, daß meine Frau bei aller Herzensgüte, bei aller Liebenswürdigkeit, bei aller Ordentlichkeit doch nicht der Engel war, den ich als Bräutigam in ihr gefunden zu haben glaubte. Und dies hat einen einzigen Grund: Meine Frau ist schön. In dieser Gabe des Himmels liegt der Dorn, der mir das Herz zerfleischt: Emma sucht Andern zu gefallen."

„Sind Sie dessen so sicher?" warf ich unwillkürlich dazwischen.

Er ergriff gleichwie zur Beschwichtigung allen Zweifels meine Hand und fuhr fort:

„Wir waren noch nicht vierzehn Tage verheirathet, als ich bereits Argwohn schöpfte. Ich hatte Gründe dazu. Später wurde der Verdacht immer dringender; ich ward mißmuthig und verstimmt. Was ich mir ohne Veranlassung von ihrer Seite nie hätte einfallen lassen, das that ich nun: ich bewachte ihre Schritte und lauerte ihr heimlich auf. Ich selbst kam dabei um meine Ruhe, allein sie war ja im Grunde genommen längst dahin, nachdem einmal der Frieden der Ehe durch solchen Verdacht gestört war. Endlich — endlich nach längerer Zeit sollte es mir gelingen, die thatsächlichen Beweise ihrer Untreue in die Hand zu bekommen.

Eines Tages kam Emma vom Markte nach Hause, wo sie Einkäufe für die Wirthschaft besorgt hatte.

Sie war heiter und vergnügt, wie gewöhnlich; ich aber sah es gleich ihren Augen an, daß sie diesen Ausgang benutzt hatte, um ihren verliebten Koketterien nachzulaufen. Sie küßte mich beim Eintritt — ein Judaskuß! Denn als ich kurz darauf Gelegenheit fand, ihren Marktkorb zu untersuchen, in welchem verschiedene Dinge für die Hauswirthschaft lagen, was fand ich?"

„Nun?" —

„Eine Düte Pfeffer!"

„Pfeffer?" wiederholte ich.

„Ja, und als ich mir diese Düte genau besehe, finde ich, daß sie eine Liebeserklärung in Versen enthält. Ich zitterte, als ich diese furchtbare Wahrnehmung machte. Kein Zweifel konnte obliegen — blaue Augen — goldblonde Haare — schlanker Wuchs — rosiges Antlitz — davon nämlich war in dem Gedichte die Rede . . . kein Zweifel, meine Frau hatte mich verrathen, sie hatte mit einem Andern schön gethan und dieser war frech genug, ihr die Erklärung seiner Gefühle schwarz auf weiß in den Korb zu legen.

Ich war außer mir. Mein ganzes Nervensystem war in Aufwallung gerathen, denn ich sah mich zum ersten Mal in meinem Leben als Opfer schändlicher Weiberlist. Für Liebe, aufrichtige, tiefe, ja, ich kann sagen leidenschaftliche Liebe hatte ich den niederträchtigsten Verrath geerntet.

Ich mußte einige Zeit vergehen lassen, um zu der Fassung zu kommen, die ich nöthig hatte, wenn ich meiner untreuen Gattin ihren Fehltritt in ihrer ganzen Schwere vorhalten wollte.

Endlich aber vermochte ich mich nicht mehr zu beherrschen.

Ich verschloß alle Thüren, als wir allein waren, zog das Zeugniß ihrer Schande hervor und fragte sie, ob sie diese Schriftzüge kenne.

„Nein!" sagte sie und lachte.

Das war zu arg. Zum Betruge auch noch Hohn.

Ich mußte gewaltsam den Ausdruck meines Zornes zurückhalten.

„Du willst mir also weiß machen, daß Du diese Schrift nicht kennst, diese Schrift, die Dir doch wohl bekannt ist!" fuhr ich vor Zorn bebend fort und blickte ihr fest in's Auge.

Da brach sie in helles Gelächter aus und wollte gar nicht wieder zur Ruhe kommen. Ich aber, nicht mehr im Stande, an mich zu halten, ergrimmte über solche Gefühllosigkeit und, ehe ich mich besinnen konnte, was ich that, hatte ich bereits einen Schlag ausgeführt, der ihre Wange nur zu gut getroffen hatte.

Laut weinend sank sie in einen Sessel, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und brach in lautes Gejammer aus.

Ich aber, um diesen Ausbruch meiner Wuth zu rechtfertigen, blieb vor ihr stehen und überhäufte sie mit Vorwürfen und Anklagen.

Ich hielt ihr vor, wie schändlich sie an mir handle, sich von einem Kaufmannsdiener den Hof machen zu lassen, während ich ihr Ehemann sei und ihr meine ganze Liebe weihe und, da ich in solchen Augenblicken mich leicht fortreißen lasse, so mögen wohl einige Ausdrücke mit untergelaufen sein, die, vom Zorn diktirt, nicht eigentlich aus meinem Herzen kamen. Denn trotzdem, daß ich offenbar der Betrogene war, liebte ich sie noch wie zuvor. Ich hoffte, meine Strafpredigt werde sie zur Reue und Umkehr

bewegen, ich hoffte, sie werde ihr grobes Unrecht erkennen, mir um den Hals fallen und mir für die Zukunft Treue versprechen — allein ich bewirkte von Alledem nichts.

Wild und aufgebracht sprang sie von ihrem Sitze auf, schalt mich einen Selbstquäler, einen Griesgram und lächerlichen Menschen, der in blinder Eifersucht sich selbst das Leben verbittere und in jedem Schatten ein Gespenst sehe.

Mich konnte das nicht rühren, denn — bei den Weibern sind die Thränen wohlfeil, und falsch ist das ganze Geschlecht. Ich sagte ihr auch das frei heraus und goß freilich damit nur Oel in's Feuer.

Denn von diesem Tage, von dieser Stunde an war der Frieden unseres Hauses vernichtet. Die Entdeckung, welche ich gemacht hatte, konnte keine Entschuldigung, kein Ableugnen wankend machen.

Erlassen Sie mir, Ihnen alle die bitteren Einzelheiten und heftigen Auftritte zu schildern, die sich in der Folge zwischen uns tagtäglich zutrugen. Das Band der Einigkeit war nun einmal gewaltsam zerschnitten.

Vier Wochen bereits nachher waren wir thatsächlich getrennt, meine Frau hatte mich verlassen, ich war allein.

Vielleicht hätten wir Beide den Anknüpfungspunkt wieder gefunden und uns vereinigt. Allein jetzt, da unser Bruch offenkundig geworden und alle Welt um unsere Trennung wußte, jetzt bildeten sich auch mit Windeschnelle theilnehmende Parteien. Die Einen stellten sich auf die Seite meiner Frau und wühlten, hetzten und fachten die Flammen des Hasses immer von Neuem an, die Anderen traten mir bei und ließen nicht ab, die Schändlichkeit eines solchen Verrathes und meine Verpflichtung zur Rache mir vor Augen zu führen."

„Und die Folge?" drängte ich den Erzähler, der eben eine Pause machte und tief Athem schöpfte.

„Ja die Folge!" seufzte er. „Welch' ein elender unglücklicher Mann ich aber bin, das sollte ich erst erkennen, nachdem mich meine Frau verlassen und ich allein war. Sie, die mit ihrer Koketterie und Untreue meinen gerechten Zorn hervorgerufen hatte, die ihre Schuld durch beharrliches Leugnen noch verdoppelte, war trotzdem meinem Herzen dieselbe geblieben. Ich liebte sie wie zuvor, das empfand ich an der wachsenden Sehnsucht, mit der ich seit ihrem Weggange erfüllt war. Mit dem Augenblicke, da sie sich von mir getrennt hatte, war es, als wenn aller Groll aus meinem Herzen gewichen sei. Ich fühlte mich so einsam und unglücklich, daß ich hätte laut aufweinen mögen. In dieser Lage aber nahmen sich meine Freunde meiner an und erinnerten mich daran, daß ich ein Mann sei, der sich seine Würde wahren müsse, denn jede Schuld fordere ihre Sühne. Ein Weib, das ihren Ehemann verrathen könne, noch dazu wenige Tage schon nach der Hochzeit, das sei ein verworfenes Geschöpf und keines Mitleids, keiner Liebe werth. Und es gelang ihren unermüdlichen Aufstachelungen, mein Herz hart zu machen, daß ich die aufwachenden Gefühle der Liebe und Sehnsucht niederkämpfte.

Und doch täuschte ich mich selbst, wenn ich glaubte, daß mir dies in Wirklichkeit gelänge. Nur auf kurze Zeit vermochte ich die Stimme der Sehnsucht in meinem Gemüth zum Schweigen zu bringen. Emma hatte es mir nun einmal angethan, daß ich nicht von ihr lassen kann. In dieser Ueberzeugung hätte ich ihr gern ihren Fehltritt verziehen und wieder Glauben und Vertrauen zu ihr gefaßt, wenn sie zu bewegen gewesen wäre, ihre Schuld einzugestehen und mir für die Zukunft unverbrüchliche Treue zu geloben. Allein dazu ist sie nicht zu bestimmen, ob ich es auch mehrmals versucht habe. Sie läugnet mit einer Zähigkeit, die mir alle Hoffnung benimmt, daß sie ihr Herz, das sich nun einmal von mir abgewandt hat, wieder dauernd mir zuwenden werde.

Und da ich nun meiner Sehnsucht nicht Herr zu werden und mir Emma nicht aus dem Sinne zu schlagen vermag, so bin ich meines Elends müde geworden und . . . . es ist der Entschluß in mir zur Reife gediehen, an dessen Ausführung Sie mich gehindert haben, mein Herr!"

Der unglückliche Gatte schwieg und schien meinen Rath abzuwarten. Da stand ich nun, und wußte nicht sogleich, was ich erwiedern sollte. Ich war durch die Erzählung so ergriffen, daß ich nicht sogleich die rechten Worte fand, die sich als Erwiederung geziemt hätten. Auch wußte ich noch zu wenig Einzelheiten, um einen klaren Einblick in die Sachlage zu gewinnen. So viel indeß glaubte ich herausfühlen zu können, daß der Bruch zwischen beiden Gatten durchaus nicht so unheilbar sei, als der Mann selbst sich glauben machte. Am allerwenigsten war die Sachlage darnach angethan, einen so verzweifelten Schritt zu rechtfertigen, wie ihn Brunner in der That auszuführen beabsichtigt hatte. Durfte er sich doch keineswegs rühmen, Alles gethan zu haben, was zur Wiederherstellung der Einigkeit nöthig war. Hatte er doch gar nicht untersucht, ob seine Frau thatsächlich die Schuld trug, wenn ein Anderer es wagte, ihr Liebeserklärungen zu machen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Dummheit.

Ueber die Dummheit? Wie kann man so dumm sein, über die Dummheit zu schreiben? Wenn ich lese, will ich was Gescheutes lesen! . . .

Nur gemach! Wer so gering von der Dummheit denkt, der hat ihre Bedeutung nicht erfaßt, sich in der Welt nicht genug umgeschaut und den Erz- und Erbfeind des menschlichen Fortschritts, der oft Jahrhunderte in ihrem Lauf hemmte, jene Macht, „mit der selbst die Götter vergebens kämpfen", nicht recht erkannt.

Was ist die Dummheit?

Ludwig Tieck antwortet darauf: „Ein Wesen, das allenthalben und nirgends wohnt, weil, wenn die Nachfrage umgeht, jeder Wirth diesen Miethsmann verleugnet. In der Putzstube wird er gepflegt und gehätschelt, in den Armen des Richters, des Fürsten, des Ministers, des Schulmeisters, des Tabakrauchers liegt er, wie Johannes zärtlich am Herzen, und keiner ließe sich ihn nehmen, eher das Leben."

Gewöhnlich theilt man die Menschen in zwei Gruppen, in gescheute und dumme. Das ist ein sehr summarisches Verfahren, wobei man aber nur den Wenigsten gerecht wird, denn die Mehrheit steht in der Mitte. Und wollte man ganz genau gehen, wie viel Rangstufen, Unterordnungen und Spielarten läßt wieder jede einzelne Gattung zu!

Dummheit ist freilich Dummheit, mag sie in einer Gestalt auftreten, in welcher sie will, aber welch' ein schillerndes Farbenspiel, welch' eine Mannigfaltigkeit der Schattirung hat die Schöpfung auch hier geleistet!

Zuoberst steht — Allen „über", um mit Inspektor Bräsig zu reden — die Stupidität, eine geistige Taubheit, die der Volksmund mit „vernagelt" bezeichnet.

Es ist die Dummheit kat'exochen.

Hieran reiht sich als nächste Stammverwandte die Bornirtheit, jene Miniatur-Ausgabe menschlicher Schädelwölbung, die entweder als Mitgift der Natur oder als kunstgerechtes Treibhausprodukt der Erziehung auftritt und bei dem geringsten Luftzug der praktischen Vernunft einen bösartigen Stockschnupfen davonträgt. Die Gemeinde dieser Erdenpilger ist ungemein zahlreich und ihre Kolonien sind in der Gelehrtenwelt eben so häufig, wie unter der urwüchsigen Landbewohnerschaft. Es ist das wilde Heer der Bücherwürmer und Stubengelehrten, der Pfahl-, Schild- und Spießbürger, der versauerten, versumpften und verdummten Weltkinder, die in dem ewigen Eroberungszuge der Aufklärung den hemmenden Nachtrab bilden.

Sollen wir unsere Revue noch weiter ausdehnen? Wir würden kein Ende finden. Nur eine Kolonne mag noch ins Auge gefaßt sein, es ist die der unfreiwilligen Narren. Ihre Domäne ist das Alberne.

Ein gewöhnlicher Narr kann unter Umständen ein erträglicher Gesellschafter sein; ein gemeiner Dummkopf niemals. Der letztere leidet an Ideen-Hungersnoth, der Narr an Ideen-Verrenkung und Begriffs-Gelenk-Rheumatismus. Echte Dummköpfe werden selten Narren; dazu gebricht es ihrer Hirnkapsel an Raum zur Ansiedelung der Narrheit, die zunächst immer nur als Auswuchs des Geistes erscheint. Aber die Narrheit ist in ihren Fortschritten unberechenbar. Narren und Wahnsinnige haben oft in ihren Exaltationen Ideen, die an das Erhabene grenzen, und überhaupt ist zwischen Narrheit und Genie die rechte Scheidewand noch nicht festgestellt.

Jeder echte Dummkopf aber ist zugleich ein Besessener, besessen von der Idee nämlich, er sei kein Dummer. Wer dumm in die Welt kommt, geht daher auch dumm wieder hinaus. Das ist so unumstößlich, daß Liebetraut (im „Götz von Berlichingen" Akt 2, Szene 1) der Frau Adelheid auf den Vorwurf: „Ihr werdet nie gescheut werden!" erwidern kann: „Wird man das, gnädige Frau?"

Mit nichts ist überhaupt der Mensch so leicht zufrieden, wie

mit seinem Verstande. Je weniger er davon hat, desto weniger plagt er sich mit geistigen Annexionsgelüsten. Es giebt eine Menge Dinge, die der Dumme aufs Beste zu wissen glaubt, indeß der Verständige sie jemals zu verstehen verzweifelt. Mancher glaubt, er trüge die Weltkugel auf seiner Fingerspitze und weiß nicht, daß er mit den Füßen darauf steht.

Jeder möchte sich gern den Anschein eines Urgescheuten geben, als wäre es das ausgemachte Kennzeichen des wahren Glückes. Und doch macht der Besitz hoher Geistesgaben nur selten wahrhaft glücklich. Beruht doch bei so Vielen der einzige Glücksumstand darin, daß sie das Elend der Welt und speziell das ihrer Lage nicht begreifen. Dann kann die Dummheit, d. h. der Unverstand, sogar ein beneidenswerther Zustand sein. Man nehme ein Kind, dem Vater und Mutter gestorben und das sie lachend ins Grab versenken sieht, in der Meinung, es sei ein Spiel.

Auch die Vernunft will mit weiser Vorsicht angewendet sein. Manche haben wohl das Pfund, vergraben es aber oder wissen nicht zu ihrem Vortheil damit zu wirthschaften. Daher kommt es, daß nicht selten der mittelmäßigste Mensch den besten Kopf am Gängelbande führt — er hat eben mehr Verstand, als er für seinen geringen Hausbedarf braucht, während Jener zwar Kapitalien genug, aber niemals das nöthige Kleingeld zur Hand hat.

Der Besitz hoher Geistesgaben, sagten wir, mache nur selten glücklich. Rousseau hält sogar den Urzustand der Menschheit für beneidenswerth, in welchem seiner Meinung nach der Mensch auf allen Vieren gekrochen und seine Speise unter einer Eiche, seinen Trank am nächsten Bache gefunden hat. Er meint, in diesem Zustande die wahre Bestimmung des Menschen zu erkennen und hält Alles, was ihn zu höheren Einsichten bringen kann, für Werkzeuge des Elends und für ein unseliges Mittel, sich in ein Labyrinth von tausenderlei Ungemach zu verwickeln.

Da haben wir's! Bilde sich Keiner was ein, der Verstand und Bildung besitzt! So viel steht fest: Nicht Jedermann ist glücklich, der sich für weise hält, aber — Jedermann ist weise, der sich für glücklich hält, und in dieser Beziehung haben auch Dumme bisweilen einen Anspruch auf Weisheit, ja sogar oft.

Nur bei den Menschen sind die Dummen gemeiniglich so schlecht angeschrieben, während Allmutter Natur ihre geistig mißrathenen Sprößlinge sogar meist mit Glücksgaben überschüttet, gleich als wolle sie damit vorbeugen, daß die armen Geschöpfe auf dieser Welt zu kurz kämen.

Dummheit kommt überall fort, behauptet das Sprichwort, und wo es gilt, zieht gewöhnlich der Dumme das große Loos. Denn „das Glück ist eine blinde Kuh, es läuft dem dümmsten Ochsen zu."

Geschieht das, dann ist er gerettet. Dann kann er sich für das Defizit seines Verstandes völlig schadlos halten ... Und doch nicht! Die höchsten Genüsse des Lebens werden ihm immer verschlossen bleiben. Ohne Geist, wie er ist, kennt er auch keine geistigen Bedürfnisse und somit auch keine geistigen Genüsse, nach dem Grundsatz: il n'est de vrais plaisirs, qu'avec de vrais besoins. Nur in der Sinnlichkeit findet der Dumme Genuß. Sind aber diese Labsale erschöpft — und wie bald geschieht das! — dann gähnt ihn das Leben an, wie die ewige Langeweile. Wehe, wenn der Magen gefüllt, der Stadtklatsch abgehaspelt, die Liebe ausgekostet, das Kartenspiel bis zur Ermüdung getrieben ist und der Schlaf sich nicht einstellen will! Doch malen wir das Bild nicht weiter aus!

„Die Dummen werden nicht alle", sagt der Volksmund. Welch schöne Verheißung für die Zukunft! Und doch muß es wohl so sein. Wie langweilig würde die Welt werden, wenn sie von lauter gescheuten Leuten bewohnt wäre!

Nein, die Dummen haben ihre volle Existenzberechtigung. Es muß auch solche Käuze geben, und der Dumme hat immer den Trost, daß es noch Dümmere giebt, als er ist, und daß der Dümmste vielleicht noch gar nicht geboren ist.

Eigentlich hat Keiner Ursache, mit Pharisäeraugen auf die Dummen herabzublicken. Es geht mit der Vernunft, wie mit der körperlichen Gesundheit: einen ganz gesunden Menschen giebt es gar nicht, und sollte er auch nur einen Frostballen, ein Hühnerauge, oder sonst einen Schaden haben. Ebenso verhält sich's mit dem Verstandskasten. In irgend einem Winkel desselben hat Jeder eine oder ein paar Spinnweben sitzen, die er nicht los wird, gelte er auch sonst für einen Sokrates oder Salomo. Menschenkenner behaupten sogar kühnlich, es gebe mehr Narren, als Weise, und in dem Weisen stecke mehr Thorheit, als Weisheit.

Und dann — wer möchte sich rühmen wollen, daß er niemals eine Dummheit begangen?

„Wer nie verließ der Vorsicht enge Kreise,
Und selbst aus seiner Jugend Tagen
Nichts zu bereu'n hat, zu beklagen,
Der war nie thöricht, aber auch nie weise."

Dummheiten zu machen, ist jedem Menschen aufgegeben, denn erst durch Dummheiten erkauft man den kostbaren Schatz der Erfahrung. Ja, weder die angeborene, noch die anerzogene Weisheit ist ein verläßlicher Talisman gegen solche Dummheiten, sonst müßten alle Philosophen unfehlbar sein, während das Sprichwort doch gerade im Gegentheil behauptet: „Je gelehrter, desto verkehrter." — Das Alter macht klug, heißt es gewöhnlich, und damit ist weiter nichts gesagt, als: Erfahrung macht klug, wie auch Goethe andeutet:

„Es ließe sich Alles vortrefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten." —

Ewiger Kreislauf des Lebens! Es wird nie anders werden, und stünde die Welt noch tausend Mal tausend Jahre. Nie anders, im Einzelnen wie im Ganzen, im Privatleben, wie in der Weltgeschichte. Daher konnte Hegel die Behauptung aufstellen, die Geschichte lehre nur, daß sie nie etwas gelehrt habe. Einen Historiker könnte man in Verlegenheit bringen mit der einfachen Frage: Was ist wohl die größte Dummheit, von der uns die Annalen der Weltgeschichte berichten? Oder: Was ist die letzte, will sagen jüngste historische Dummheit? Das Material wäre zu reich, als daß man mit dem Abwiegen so schnell zum Abschluß kommen könnte, und doch — sie kehren immer wieder und jedes Jahr bringt andere.

Wir machen keine neuen Erfahrungen, aber es sind immer neue Menschen, die alte Erfahrungen machen.

Mehr und Besseres als ein vernünftiger Mensch sein, kann kein Sterblicher; es ist etwas wahrhaft Großes und selten genug. Man kann sagen, unser Menschenberuf gipfle nur darin, immer vernünftiger und klüger zu werden, immer besser verstehen zu lernen, was man vom Leben fordern darf, und was dieses von uns verlangen kann. Die Gesetze der Vernunft sind die Gesetze der Welt. Es klingt das so einfach und ist doch so schwer.

Ist also die Weisheit ein Göttertrank, den der Himmel seinen Günstlingen kredenzt, so vermögen letztere doch damit ihre Zehrung nicht zu bestreiten, und auf der langen Seefahrt des Lebens bleibt ihnen der harte Schiffszwieback (wie Börne die Erfahrung nennt) ebensowenig erspart, wie andern Erdensöhnen. Doch nur Weise kann die Erfahrung witzigen, den Dummen macht sie nimmer klug.

Und noch das Eine hat die Klugheit vor der Dummheit voraus, daß sie sich verbergen läßt. Das ist kein so geringer Vorzug, wie es scheinen mag. Giebt es doch im Menschenleben Augenblicke, wo die Dummheit nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten ist, wo es sehr weise ist, dumm zu sein, wo die Dummheit ganz nach homöopathischem System nur mit Dummheit zu pariren ist. Mirza Schaffy berührt einen derartigen Fall mit den Worten:

„Sieh nichts, hör' nichts, sei verschlossen,
Und wo möglich sei auch dumm,
Dann mit neidischen Genossen
Geht sich's ganz erträglich um."

Wie viel unverschämte Anspielungen, wie viel verblümte Anträge und versteckte Attaquen werden am besten dadurch abgewehrt, daß man sie einfach nicht versteht. Ein auf diese Weise ertheilter „Korb" kann die Tragödie im Nu zur lustigen Komödie umwandeln, wenn der Dumme so dumm ist, daß er die Maske der Dummheit nicht erkennt und den Rückzug nicht antreten will. Da entwickelt sich bisweilen ein Contre-Tanz der drolligsten Art, bei welcher die Dummheit, die absichtliche bewußte Dummheit wahre Triumphe feiert.

Umgekehrt freilich kommt es auch vor, — und selbst der Gescheuteste kann in die Lage kommen — daß er unwillkürlich dumm wird, d. h. dumm gemacht wird, ohne sich dessen sogleich erwehren zu können. Man braucht wahrlich kein blöder Schüler zu sein und keinem verschmitzten Mephisto gegenüber zu stehen, um sich zu dem Seufzer gedrängt zu sehen:

„Mir wird von Alledem so dumm! ꝛc."

Ein solcher Zustand ist abscheulich — abscheulicher aber noch, ihn hervorzurufen. Gehn wir der Gefahr aus dem Wege, wenn es noch Zeit ist, und brechen wir hier ab; unser Thema ist ohnehin unerschöpflich und könnte hier nie zum Abschluß gebracht werden.

— r.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.